

„Ich hasse Instagram“

Julian Schnabel, der New Yorker Maler und preisgekrönte Filmregisseur, über die Magie von Bildern, das Engadin, reumütige Kuratoren, seinen Stargaleristen-Sohn Vito und die Verrücktheit des Kunstmarktes.

von BRIGITTE ULMER, Interview, und GIAN MARCO CASTELBERG, Fotos

BILANZ: *Einer Ihrer Kollegen, der chinesische Künstler Xu Zhen, sagte kürzlich, die heutigen Künstler verbrachten die meiste Zeit als Geschäftsleute. Stimmen Sie mit ihm überein?*

Julian Schnabel: Wenn er das so sieht, ist das seine Erfahrung. Es ist definitiv nicht meine. Mein Grundinteresse liegt in der Erfahrung des Malens. That's it. Ich mag die Beziehung, die ich mit Objekten und der Leinwand habe, und das Zusammenspiel der verschiedenen Materialien. Es öffnet mir eine Türe, durch die ich verschwinden kann. Ich kann durch meine Malerei auf irgendeine Weise verändert werden, und ich beziehe daraus etwas für mich.

Was mit Ihren Bildern nachher passiert, kann Ihnen aber nicht vollkommen gleichgültig sein.

Klar, wenn die Bilder fertig sind, werden sie in die Welt vermittelt. Du versuchst, einen Kontext zu geben, damit die Leute deine Bilder verstehen. Ich muss allerdings einräumen: Je älter ich werde, desto weniger erwarte ich, dass die Leute meine Bilder verstehen.

Das Urteil von Kritikern und Kuratoren ist Ihnen nicht wichtig?

Im Laufe der Jahre habe ich viele negative Kritiken erhalten, aber schauen Sie: Viele Leute ändern ihre Meinung. Der Kurator Rudi Fuchs wählte mich 1992 für die Documenta nicht aus. Aber über 20 Jahre später schrieb er in einem Katalog-Essay, das sei ein Fehler gewesen. Die Kritikerin der «New York Times» priors vor zwei Jahren meine Ausstellung bei Larry Gagosian in New York. Sie hätte nichts Besseres schreiben können, wenn ich sie dafür bezahlt hätte. Sie brauchte allerdings 30 Jahre, bis sie ein positives Urteil abgab. Manchmal kreuzt die Kavallerie nie auf, manchmal spät.

Was für einen Schluss ziehen Sie daraus?

In der Kunst sollte man keinen kurzfristigen Horizont haben. Kunst und Leben stimmen nicht immer überein. Aber Künstler müssen nun mal tun, was sie meinen, tun zu müssen. Junge Künstler, die plötzliche Berühmtheit erlangen und auf dem Markt Erfolg haben, laufen allerdings Gefahr, abgelenkt zu werden. Sie verirren sich.

Sie wurden sehr jung als Kunststar in die Höhe katapultiert, bis es mit dem Platzen der Kunstmarktblase in den neunziger Jahren stiller um Sie wurde. Wie war das für Sie?

Ich verdiene heute mehr Geld mit meinen Bildern als in den achtziger Jahren.

Wie schwer ist es, eine Karriere auch durch Tiefs am Laufen zu halten?

Wenn man Künstler ist, muss man notwendigerweise Kunst machen, egal, welche Reaktionen man erhält. Es gab eine Zeit, da sich die Leute nicht mehr für Andy Warhol interessierten, aber er machte einfach weiter. Heute ist jedes seiner Werke unbezahlbar. Vermeer wurde erst 300 Jahre nach seinem Tod entdeckt. Man muss einfach weitermachen.

Mitte der neunziger Jahre begannen Sie dann, Filme wie «Basquiat» zu machen. Als Filmregisseur erhielten Sie die besseren Kritiken denn als Maler. Stört Sie das?

Filme sind öffentlicher, und sie sind einfacher zu verstehen als Gemälde. Aber eigentlich mag ich es nicht, immerzu als grosser Filmregisseur bezeichnet zu werden. Meine wahre Leistung liegt in meiner Malerei.

Dann sprechen wir über Ihre Malerei. Ihr Markenzeichen ist ja der Einbezug von Fundgegenständen wie zerbrochenen Tellern auf riesigen Leinwänden. Wie wählen Sie die Stoffe für Ihre Bilder aus?

Es gibt Menschen, die sehen überall, wo sie hinschauen, Geld. Wie Christopher Walken im Film «At Close Range». Da spielt er einen Dieb, der Traktoren stiehlt, und sagt bei deren Anblick: «Es gibt Leute, die darin Traktoren sehen. Ich sehe darin nur Geld.» Wenn ich um mich ►



JULIAN SCHNABEL
«Kunst ist ein Religions-
ersatz. Und auch ein gutes
Investment.»

► herumschaue, sehe ich überall Bilder. Ob ich hier in S-chanf auf den Berg schaue oder auf irgendwelche vernachlässigten Dinge auf dem Boden oder ein Zeichen an einer Wand: Ich sehe darin Bilder, wo andere vielleicht nichts sehen.

Dann geschieht alles, was Sie tun, aus dem Bauch heraus? Sie müssen doch Kriterien für die Selektion haben.

Ich glaube nicht, dass man zwischen Gefühl und Intellekt trennen kann. Kürzlich malte ich auf einer alten Tapete aus dem Jahr 1850, die mir sehr gefiel. Sie zeigt George Washington am Ende des amerikanischen Unabhängigkeitskriegs im Moment, als er den Waffenstillstand mit den Engländern akzeptiert. Meine Tochter ersteigerte mir an einer Auktion noch mehr davon. Dann nahm ich eine ausgestopfte Ziege, fotografierte sie und setzte sie mitten in die Landschaft und machte daraus ein Bild.

George Washington und eine Ziege?

Meine Bilder funktionieren wie zeitliche Landkarten. Die Sujets, die ich nebeneinandersetze, erscheinen in unterschiedlicher förmlicher Gestalt auf ein und derselben Ebene. Alles existiert gleichzeitig.

Lassen Sie diese Haltung auch in Ihre Filme einfließen?

Es geht ja sowohl beim Filmen wie beim Malen um das Rechteck, um das Rahmen und auch um das, was aus dem Rahmen fällt. Ein Bild ist ein Fragment eines grösseren Ganzen. Es ist der Schatten der Welt ausserhalb. Das Bild enthält etwas, aber es enthält auch, was nicht im Bild sichtbar ist. Das Unsichtbare ist das, was du als Betrachter mit dir nimmst. Als Maler präsentierst du dem Betrachter einen Stimulus, der ihn beeinflusst.

Sie äusserten sich kürzlich kritisch zum ganzen Kunstbusiness. Sie sagten, die Kunstwelt sei eine Welt der Megalomanen geworden mit einer Zillion von Kunsthändlern, ein «Bluff». Was meinten Sie damit?

Ich glaube nicht, dass ich das Wort «Bluff» verwendet habe. Aber es gibt heute sicherlich sehr viele Leute, die beim Ganzen nur mitmachen, weil Kunst ein cooles Ding ist, und nichts davon verstehen. Andererseits gibt es wundervolle Kunsthändler, und ich hatte das Glück, von so einem unterstützt zu werden.

„Es geht beim Filmen wie beim Malen um das Rechteck, um das Rahmen und auch um das, was aus dem Rahmen fällt.“

Sie meinen den Schweizer Bruno Bischofberger, Ihren Galeristen.

Genau. Wir waren uns zwar nicht immer in allem einig. Aber er hat mein Leben verändert. Er ist ein Genie darin, Dinge zu finden, und hat eine Neugier, ein Engagement und eine Tiefe, die man nicht so schnell findet. Als er Ende der siebziger Jahre zum ersten Mal in mein Studio kam und mir für ein Bild 10 000 Dollar zahlte, war es, als würde er mir einen Cadillac schenken.

Im Film «Basquiat» haben Sie Bischofberger aber als ziemlich ambivalente Person dargestellt.

Stimmt, ich habe ihn als machiavellischen Charakter gezeigt, aber ich habe noch andere Leute auf diese Weise dargestellt. Ich war auch nicht immer der nette Kerl. Der Film ist Fiktion, ein Amalgam, er ist meine Version der Dinge.

Heute vermarkten sich viele Künstler via Instagram selbst und verkaufen direkt aus ihrem Atelier.

Ich hasse Instagram und alles, was darauf ist, inklusive mir selber. Ich bin ein Höhlenmensch. Ich mag Berührung. Du kannst ein Bild über Instagram zwar verkaufen, aber du kannst es auf Instagram nicht wirklich sehen.

Sie sind also noch immer für das altergebrachte Galerisystem.

Ja, Galeristen sind wichtig für den Künstler. Gute und grosse Galeristen sind solche, die sich wirklich für die Kunst engagieren. Das tut Bruno Bischofberger, genauso, wie es ein René Block tat, der sich in den siebziger Jahren für Beuys engagierte. Mein Sohn Vito, der soeben in St. Moritz eine Galerie eröffnet hat, besitzt das Temperament, mit Leuten über Kunst zu reden. Er redet nicht über Geld mit ihnen, er kommt ja nicht aus dem Businessumfeld, sondern wuchs mit Künstlern

auf. Da geht es nicht einfach um Zahlen, um Reputation oder darum, rasch einen aufzupicken, der gerade «hot» ist, sondern um eine menschliche Beziehung.

Finden Sie St. Moritz einen guten Ort für die Kunst?

St. Moritz ist ja nicht eine Kleinstadt im Nirgendwo. St. Moritz ist ein globales Ding. Wir leben nicht mehr in der Zeit der Planwagen. Die Leute in St. Moritz reisen mit dem Flugzeug und kommen aus der ganzen Welt. Am Engadine Art Summit E.A.T. in Zuoz hat man den Ort für den Diskurs über die Kunst. In St. Moritz findet man die Leute, denen viele Kunsthändler der Welt gerne ihre Kunst verkaufen würden. Ich habe St. Moritz durch Bruno Bischofberger kennen gelernt und hier in seinem Atelier gearbeitet. Im Engadin findet man eine Zeitlosigkeit, und man kann sich ganz von der Natur umgeben. Ich mag das sehr.

Der Vielseitige

Julian Schnabel (64) kam Ende der siebziger Jahre, unterstützt vom Schweizer Galeristen Bruno Bischofberger, als Hauptvertreter des Neo-expressionismus zu Ruhm. Zu seinem Markenzeichen wurden riesige Formate und die zerbrochenen Teller, Lastwagenplanen und Segel, auf die er malte. Ab Mitte der neunziger Jahre machte er als Filmregisseur Furore, mit «Basquiat» (1996), «Before Night Falls» (2000) und «Miral» (2010). Für «Schmetterling und Taucherglocke» (2007) wurde er mit dem Golden Globe als bester Regisseur ausgezeichnet. Julian Schnabel war zweimal verheiratet und hat sechs Kinder. Sein Sohn Vito Schnabel, liiert mit Heidi Klum, ist Galerist.



GERN IM ENGADIN

Julian Schnabel zu Gast in der Villa Flor in S-chanf; im Hintergrund ein Prototyp einer neuen Werkserie.

Es scheint derzeit generell einen riesigen Appetit auf Kunst zu geben.

Worin sehen Sie den Grund dafür?

Kunst ist ein Religionersatz. Und sie ist ein gutes Investment. Die Leute haben begriffen, dass Kunst eine Ware ist. Der Wert von Picasso steigt weiter. Auch die Preise für meine Bilder gehen nach oben.

Was ist Ihr derzeitiger Rekordpreis? (Schweigt.)

Keine falsche Bescheidenheit.

Meine Bilder sind immer noch zu billig. Das Museum of Modern Art kaufte mir ein Bild aus dem Jahr 1979 für 1,25 Millionen Dollar ab, und das ist wirklich nicht viel für dieses Bild. Als ich es zum ersten Mal 1979 verkaufte, kostete es 1500 Dollar. Ein paar Jahre später kaufte ich es für 90 000 Dollar zurück und behielt es für 30 Jahre. Ich hätte es auch

weiter behalten können, aber ich dachte, das Museum of Modern Art ist kein schlechter Ort für ein Bild von mir.

Zumal das Museum of Modern Art Sie jahrelang praktisch ignorierte.

Die Kunstwelt mag es, Künstler in Dekaden zu kategorisieren. Dann ist man der Künstler der achtziger oder der neunziger Jahre und abgehakt. Aber Künstler kann man nicht in eine Dekade schubladisieren. Warhol ist bedeutsam für das ausgehende 20. und für das 21. Jahrhundert. Wenn man etwas beherrscht, dann hat das etwas Zeitloses. Es ist etwas Innerliches. Wir reden gerade über äussere Dinge, aber es geht mir um eine innere Sache.

Geht es Ihnen beim Film um etwas anderes als bei der Malerei?

Mit einem Film möchte ich eine Geschichte erzählen. Wobei das Malerische,

das Bildermachen meine Filme sehr beeinflusst haben.

Was hat Sie zum Film gebracht?

Ich war immer schon ein Filmfan. Mein erster Film, «Basquiat», war eine Art Rettungsaktion. Als mein Freund Jean-Michel Basquiat, der Maler, starb, kam ein Typ, der einen Film über ihn machen wollte. Ich gab ihm Geld für die Recherche, aber nach einer Weile realisierte ich, dass daraus nichts Gutes werden würde. Also entschloss ich mich, das Projekt selber in die Hände zu nehmen. Bis dahin hatte ich nie eine Kamera in der Hand gehabt. Aber ich kannte mich im Thema aus. Dennis Hopper, der im Film den Kunsthändler Bruno Bischofberger spielte, sagte mir, es komme ihm vor, als hätte ich schon 40 Jahre lang Filme gedreht.

Einen Film zu drehen, ist teuer. Wie fanden Sie als Filmnovize das Geld?

Das Budget für «Basquiat» betrug 3,6 Millionen Dollar. Ich investierte ein Drittel meines eigenen Geldes, und den Rest garantierte ich mit meinen Bildern. Die Leute rieten mir zwar, kein eigenes Geld zu investieren. Aber hätte ich es nicht gemacht, wäre der Film nie entstanden.

Ein finanzielles Risiko.

Das ist meine Art, zu leben. Ich habe in New York ein Gebäude erstellt, das Platz für 20 Apartments hätte. Aber es enthält nur fünf. Ich baute nicht mit einem Business-Interesse. Tom Waits sang in einem Song: «Money's just something to throw off the back of a train.»

Sie wurden in vergleichsweise bescheidene Verhältnisse geboren und leben heute als vermögender Mann in einem venezianischen Palast mit sieben Stöcken in Downtown New York sowie in Montauk. Welche Haltung hat Sie so weit gebracht?

Ich weiss es nicht. Es ist ein Wunder. Aber sehen Sie, ich betrachte Erfolg nicht unter dem wirtschaftlichen Aspekt. Erfolg bedeutet für mich, dass ich meine Integrität und Autonomie bewahren kann. Dass ich nicht Kunst mache, um sie zu verkaufen. Mein Erfolg ist, dass ich meine Seele nicht verkauft habe. ■

Julian Schnabel – 6 Rose Paintings.

Vito Schnabel Gallery, Via Maistra 37, 7500 St. Moritz. 14. Februar bis 8. März.